

Die Arbeit fängt erst an

Medien und Revolution in Ägypten und Tunesien

Die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ hatte zum Tag der Pressefreiheit tunesische Menschenrechtler sowie deutsche Korrespondenten und Nahost-Experten eingeladen, um zum Beispiel über die Situation der Presse in Tunesien und Ägypten zu sprechen, deren Pluralisierung zu den wichtigsten Schritten im Demokratisierungsprozess gehört. Für alle Skeptiker war der Auftritt von Slim Amamou, dem tunesischen Blogger, der für seine Freiheitsbestrebungen im Gefängnis saß und nun in der Übergangsregierung den Posten des Staatssekretärs für Jugend und Sport innehat, eine herbe Niederlage, da der souverän und reflektiert argumentierende Politiker all die Zweifel hinwegfegte, die man gerade in Deutschland am Sinn der arabischen Revolutionen hegt.

Amamou unterstrich die Rolle der sozialen Medien bei den Umbrüchen, wobei er betonte, dass allein mit dem Internet keine Revolution zu machen sei: „Die ganze Kommunikation während des Aufstands lief über das Internet und die sozialen Netzwerke. Es hängt aber am Ende von den Menschen ab, welche die Informationen verbreiten und nutzen.“ Erstaunlich war vor allem, dass der tunesische Jungpolitiker die Revolten in seinem Land immerzu mit den Umbrüchen in Osteuropa verglich: Es sei wichtig, jetzt, bei der Neugestaltung des Landes, von den Osteuropäern zu lernen und den Umwandlungsprozess – auch im Umgang mit der Presse und mit den geheimen Regierungsunterlagen, die sich in den Archiven der Sicherheitsapparate verbergen würden – so zu gestalten, dass man die Fehler der Vergangenheit nicht wiederhole. Doch das werde eine große Herausforderung sein, sagte die tunesische Menschenrechtlerin Sihem Bensedrine, die ein oppositionelles Internet-Radio leitet: „Die Personen, die in Tunesien heute sowohl in den staatlichen als auch in den privaten Medien arbeiten, vertreten natürlich die gleichen regimennahen Positionen wie früher.“ So wie in Osteuropa nach dem Fall der Mauer, würden in Tunesien weiterhin starke Netzwerke und Seilschaften bestehen, die sich gegen die Neustrukturierung des Landes richten. Unterlagen und Archivmaterial würden zerstört, damit rechtlich gegen die Schergen von Ben Ali nicht vorgegangen werden könne. Wie das unter Kontrolle zu bringen sei, möchte man von den Osteuropäern lernen. „Wir stehen im ständigen Kontakt mit der polnischen Botschaft. Die Deutschen haben sich bei uns leider noch nicht gemeldet.“

Auch Michael Lüders, Nahost-Experte, Politikberater und Autor, griff die Reaktionen des Westens an: „Wir sind Opfer unserer Islambilder geworden. Im arabischen Raum findet eine historische Zäsur statt, die die deutsche Politik nicht erkennt.“ Lüders kritisierte Westers Haltung, sich am Libyen-Krieg nicht beteiligen zu wollen und nun die Revolutionäre im Kampf gegen den Despotismus im Stich zu lassen. Eine Chance auf Interventionen in anderen arabischen Ländern wie Bahrain sieht er nicht. Die Verstrickungen des Westens mit den Machthabern seien zu groß.

Slim Amamou machte auf das Flüchtlingsproblem aufmerksam und kritisierte dabei die zynische Haltung der Europäischen Union: „Die EU macht einen Aufstand, weil sie 20 000 Flüchtlinge aus Libyen aufnehmen muss. Wir haben uns bereit erklärt, 300 000 Flüchtlinge aufzunehmen.“ Trotzdem verließ man die Veranstaltung optimistisch. Denn die Diskutanten bestätigten einhellig, dass die Revolutionen – zumindest in Ägypten und Tunesien – echte Demokratiebewegungen sind. TOMASZ KURIANOWICZ

Die Glasbläserin

Neue Generaldirektorin der Rai

Das italienische Staatsfernsehen Rai bekommt eine neue Generaldirektorin. Auf diese mit dem Posten einer Chefredakteurin vergleichbare Funktion wird nach dem Abgang von Mauro Masi in die Privatwirtschaft die fünfzigjährige Bologneserin Lorenza Lei nachrücken, die vorher bereits die Stellvertretung innehatte. Sie ist die erste Frau in diesem Amt. Doch das ist nicht die eigentliche Neuerung. Erstmals nach Jahren der Zerwürfnisse und Blockaden wurde eine wichtige Personalie im krisengeplagten Sender ohne politischen Streit einmütig entschieden. Signora Lei, gestählt durch bereits dreihundert Sitzungen des Verwaltungsrates, wird eine diskrete Nähe zum Vatikan nachgesagt. Persönlich sehr zurückgezogen und ohne gesellschaftliche Ambitionen, hat sie es sich offenbar weder mit der Linken noch mit Berlusconi Flügel verdorben. Nun steht nicht nur eine personelle Neubesetzung an der Spitze des traditionellen Kritikersenders Raidue, sondern auch ein Sparprogramm auf der Agenda der Neuen. Als Hobby von Lorenza Lei gilt das Glasblasen; die dabei erworbene Feinfähigkeit sollte ihr durchaus zugute kommen. dsch



Tom Schilling spielt den Wehrmachtssoldaten Friedhelm, der an der Front im Osten von russischen Soldaten verfolgt wird.

Fotos ZDF

Als liefen sie tatsächlich um ihr Leben

VILNIUS, Anfang Mai gegen Mitternacht, freies Feld, eine halbe Autostunde von Vilnius entfernt. Ein Knall, ein Feuerball, dreißig Meter hoch, Druck und Hitze sind noch auf hundert Meter Entfernung zu spüren. Applaus, die Szene ist im Kasten. Mehrere Dutzend frierende Gestalten haben auf diesen Augenblick gewartet. Denn jetzt endlich ist Drehschluss und es geht zurück in die Unterkunft, nur die Pyrotechniker haben noch zu tun. Sie müssen löschen, was zuvor genau nach Plan in die Luft geflogen ist. Die Komparsen laufen auf dem Feldweg in die Nacht.

Sie sehen aus wie Hitlers geschlagene Armee an der Ostfront. Und um diese geht es in dem Film „Unsere Mütter, unsere Väter“, den das ZDF dieser Tage in Litauen dreht. Er handelt von fünf jungen Leuten in den Jahren 1941 bis 1945. Von den beiden Brüdern Wilhelm und Friedhelm, die in den Krieg müssen, von Charlotte, der Krankenschwester, die direkt hinter der Front im Lazarett arbeitet, von Greta, der Sängerin, und von Ludwig, dem jungen jüdischen Schneider, der bald ins Konzentrationslager verschleppt wird. Fünf Lebenswege, die gemeinsam beginnen, auseinanderführen und sich wieder kreuzen, fünf junge Menschen, die zur Opfer- oder Tätergeneration des NS-Regimes zählen, einer Generation, von der wir scheinbar alles wissen, die uns das Fernsehen mannigfaltig gezeigt hat, vor allem in Dokumentationen, seltener in fiktionalen Filmen und – was die deutschen Sender angeht – wohl noch nie wie in diesem Fall: ganz nah und subjektiv erzählt aus der Perspektive junger Menschen. Wie war das, im Frühjahr 1941 in Berlin jung zu sein?

Stefan Kolditz war diese Frage aufgegeben, sechs Jahre lang hat er an dem Drehbuch gearbeitet. Aufgeworfen hat sie der Produzent Nico Hofmann, der bei „Unsere Mütter, unsere Väter“ an seine eigene Mutter und an seinen eigenen Vater denkt, an seine Mutter, die mit der NS-Ideologie aufwuchs, an seinen Vater, der als Zwanzigjähriger in Russland war. Die Erfahrungen aus dieser Zeit, sagt Hofmann, hätten seine Familie geprägt. Der privateste und vielleicht auch sein präzisester Film werde dies, Erlebnisgeschichte, ein Generationenporträt. Der Film „Welcome in Vienna“, den Axel Corti 1985 nach einem autobiographischen Drehbuch des Schriftstellers und Journalisten Georg Stefan Troller drehte, kommt ihm als „Urerlebnis“ in den Sinn, beispielhaft für eine historische Erzählung, die ihre Kraft aus der subjektiven Wahrhaftigkeit des Erzählers bezieht. „Sehr ehrlich, nicht pathetisch, nicht verkitscht“, lebend von der Ambivalenz der Figuren, das stellt sich Hofmann vor.

Schaut man auf das Drehbuch von Stefan Kolditz und das, was der junge Regisseur Philipp Kadelbach daraus macht, dürfte die Zuschauer so etwas wie das deutsche Pendant der amerikanischen Serie „Band of Brothers“ erwarten, im Härtegrad der Bildgebung von Steven Spielbergs „Saving Private Ryan“ entsprechend. Schonungslos treibt der sympathische Regisseur seine ebenfalls junge Crew durch vierundachtzig Drehtage. Bei Vilnius haben die Location Scouts ein altes Fabrikgelände gefunden, so groß wie ein Straßenzug, das die Filmemacher aus Deutschland nach allen Regeln der Filmkunst in Schutt und Asche legen können. Es sieht dort aus, als habe eine echte Schlacht stattgefunden.

Dies wird ein zwar vielleicht privater, aber kein kleiner Film, es wird eine Trilogie von dreimal neunzig Minuten, die

In Litauen dreht das ZDF einen Film über den Zweiten Weltkrieg, den das Fernsehen so noch nicht sah. „Unsere Mütter, unsere Väter“ handelt von fünf jungen Leuten im Jahr 1941. Der Dreiteiler soll die Dimensionen des Historienfilms sprengen.



Die Hauptdarsteller in „Unsere Mütter, unsere Väter“: Friedhelm (Tom Schilling) legt die Arme um Viktor (Ludwig Trepte) und Greta (Katharina Schüttler). Miriam Stein ist die Krankenschwester Charlotte, Volker Bruch Friedhelms Bruder Wilhelm.

13,8 Millionen Euro kostet und zweitausend Komparsen aufbietet. Knapp vier Millionen Euro haben die Produzenten bei verschiedenen Filmförderungen erworben, mit fast zehn Millionen Euro ist das ZDF dabei. Der Programmdirektor Thomas Bellut – der im nächsten Jahr wahrscheinlich Intendant wird – hat „Unsere Mütter, unsere Väter“ zu seiner Sache gemacht. Spiritus Rector im Sender aber ist Heike Hempel, die Chefin der „Hauptredaktion Unterhaltung-Wort“, wie es im Senderorganigramm-Jargon heißt.

Sie sagt klipp und klar: „Wir wollen ähnlich fulminant vom Zweiten Weltkrieg erzählen wie die Amerikaner.“ Anhand von fünf Figuren, die in epischer Breite vorgestellt und in einen umfassenden historischen Rahmen gestellt werden. Dabei ist sich Heike Hempel der Gratwanderung bewusst: Die Amerikaner haben Heldengeschichten in petto, bei den Deutschen geht es um die Generation der Täter, um junge Menschen, die das NS-Regime trugen oder ihm zum Opfer fielen. Da geht es „um Verdichtung und historische Wahrheit“, um zwei von fünf Figuren, die an Hitler glauben, aber schnell eines Besseren belehrt werden, um zwei weitere, die sich zuerst durchlavieren, und um einen, den der Vernichtungswillen der Ideologie von vornherein trifft. „Wenn der Film gelingt“, sagt Heike Hempel, „hat er etwas Zeitloses. Er ist gelungen, wenn er generationsübergreifend begriffen wird, wenn wir die letzten lebenden Kriegsteilnehmer ebenso erreichen wie ihre Enkel.“ Trauerarbeit, sagt der Produzent Hofmann, Generationsverständigung, eine Debatte wie bei dem Film „Dresden“: „Es wäre schön, wenn das noch einmal möglich wäre.“

Die Schauspieler, die den Zweiten Weltkrieg wieder aufrufen, entstammen der Enkel-, wenn nicht der Urenkelgeneration. Volker Bruch und Tom Schilling

Hauptdarsteller. Mit der „Hindenburg“ bei RTL hat er schon bewiesen, dass er ein Händchen für groß inszeniertes Fernsehen hat. Nun aber steht er vor einer inhaltlich noch größeren Aufgabe. Deshalb will er zwar „schonungslos“ sein, aber jeden Eindruck der Inszenierung vermeiden und „zeigen, wie es war“. Nichts ist schwieriger, das weiß auch der Drehbuchautor Stefan Kolditz, der erst einmal ein Jahr lang gelesen und wie ein Besessener noch scheinbar unwichtige Details recherchiert hat, bevor er sich selbst ans Schreiben begab. Nichts Statuarisches hat sein Text, er schaut auf die „Generation, die das Rückgrat des Regimes“ gewesen ist, und er schaut, was aus ihr wurde. Als Autor von „Dresden“ hat Kolditz den Druck schon kennengelernt, der auf dem historischen Fernsehfilm lastet. Kompromisse sind seine Sache nicht, gern und ganz zu Recht regt er sich auch heute noch darüber auf, dass die britische Hauptrolle in „Dresden“ deutsch synchronisiert wurde.

Wer Kadelbach zuseht und wer Kolditz zuhört, mag sich an die Worte erinnern, die Joachim Fest, der Hitler-Biograph und verstorbene Herausgeber dieser Zeitung, 1979 in seinem „Nachwort“ auf die damals im deutschen Fernsehen gezeigte amerikanische Serie „Holo-caust“ schrieb (F.A.Z. vom 29. Januar 1979): „Die bloße Emotion bewirkt so wenig wie das bloße Wissen. Erst aus der Verbindung beider kann jene gefestigte Einsicht kommen, die unseren geschichtlich begründeten Pessimismus verringern würde.“

Die jungen Schauspieler und Komparsen, die in dieser Nacht auf einem Feld in Litauen in den Schützengraben springen, der bald darauf in die Luft fliegt, verkürzen sich das Warten, bis die Szene eingerichtet ist, mit einer Partie Fußball: die mit Uniformjacken gegen die ohne. Zwei zu zwei ist es ausgegangen. Danach fehlt einem die Munitionstasche, ein anderer braucht mehr Patronen. Erst als die Tasche gefunden ist, treten sie vor die Kamera von David Slama und spielen dann so, als liefen sie tatsächlich um ihr Leben. MICHAEL HANFELD

Offensivfoul

Der Münchner Fußball-Nationalspieler Bastian Schweinsteiger hat ein verbales Offensivfoul begangen: „Ganz ehrlich“, sagte er, „ich habe keine Lust mehr. Wegen so einem Pisser brauche ich mich nicht so zutexten lassen. Arschloch...“ Dieses Foul an einem Journalisten von „Sportbild“, fordert daraufhin Michael Konken, der Vorsitzende des Deutschen Journalisten-Verbandes, müsse bestraft werden. Alles andere als eine öffentliche Entschuldigung sei inakzeptabel. Gleichzeitig rügt Konken das zustimmende Schweigen des FC Bayern München, Schweinsteigers Arbeitgeber. Der Klub hätte sich sofort und umgehend von seinem Spieler distanzieren müssen. Dass die Bayern-Führung für ihren Angestellten genauso viel Verständnis aufgebracht hätte, wenn Schweinsteiger einen Fan statt einen Journalisten beleidigt hätte, glaubt Konken nicht: „Die Fans bringen schließlich das Geld.“ Schweinsteiger war in dem Text von „Sportbild“ als Führungskraft in Frage gestellt und als „Chefschen“ bezeichnet worden. Seine Wortwahl hat dazu geführt, dass sich eigentlich alle Journalisten mit dem Boulevard-Blatt und dem Kollegen des Springer Verlages solidarisieren müssen, auch wenn der eine oder andere der Ansicht ist, dass der Artikel kein Glanzstück war. Die Frage, ob Bastian Schweinsteiger nicht eigentlich recht hat, wagt niemand zu stellen. Der Sportjournalismus muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass wenig gehaltvolle Artikel gerne durch besonders schrille Überschriften verkauft werden, dass nicht selten mehr insinuiert als berichtet wird, gerade im Fußball. Schweinsteiger, einst als „Schweini“ hofiert und zur Kultfigur stilisiert, wird, das ist wohl klar, jetzt ein Springer-Feindbild sein. Eine Entschuldigung von ihm ist nicht zu erwarten. Und noch etwas wird es sicherlich nicht geben: Selbstkritik der Sportmedien. jöh.

Zweierlei Maß

Durchsuchung bei „France24“

Bei „France24“, dem französischen Auslandssender, tobt seit Monaten der Krieg der Chefs. Christine Ockrent, die Nummer zwei und Ehefrau des früheren Außenministers Bernard Kouchner, hat im März Klage wegen Mobbing eingereicht: Sie wird von der gesamten Belegschaft gemieden. Jetzt kamen vierzig Polizisten in die Pariser Redaktionszentrale. Sie beschlagnahmten zahlreiche Computer, auch jenen von Alain de Pouzilhac, dem Chef des Senders. Die Räume wurden durchsucht und zahlreiche Aktenordner mitgenommen. Das Büro von Pouzilhacs engstem Mitarbeiter Jean Lesieur wurde versiegelt: in ihm finden die Redaktionskonferenzen statt, die in ein anderes Zimmer verlegt werden mussten. Die spektakuläre Polizeiaktion hat nicht nur in der Redaktion für Staunen gesorgt: Selten betreibt der Staat einen solchen Aufwand, um einer Mobbing-Klage nachzugehen.

Bei „France24“ hatte es keine Durchsuchung gegeben, als man im vergangenen Jahr entdeckte, dass Spione in das Computer-System eingedrungen waren. Mehr als zwei Millionen zum Teil vertrauliche Dateien wurden auf dem privaten Computer einer engen Mitarbeiterin von Ockrent gespeichert. Ockrent hatte ihre langjährige Vertraute zu „France24“ mitgenommen und auch den Informatik-Dienstleister, der die Passwörter weitergab, engagiert. Der Sender reichte Klage ein: Doch die mutmaßliche Auftraggeberin Christine Ockrent wurde nicht einmal einvernommen. Sehr viel schneller wird ihre Klage behandelt. Offensichtlich sind weder der Kulturminister noch der Staatspräsident in der Lage, den Krieg der Chefs zu beenden. Wird er weiterhin mit juristischen Scharmützeln geführt, kann er noch Jahre dauern. Zum Schaden des Senders, der „Frankreichs CNN“ sein möchte. J.A.

Teofila Reich-Ranicki

geboren 12. März 1920 gestorben 29. April 2011

Wir trauern um sie.

Deutsche Verlags-Anstalt

München